

Christine Bauhardt

Mädchen und Jungen in städtischen Räumen: Aneignungsstrategien und Partizipationschancen für eine geschlechtergerechte Stadtentwicklung

In diesem Beitrag wird es darum gehen, einen geschlechtsdifferenzierenden Blick auf die Aneignung von städtischen Räumen und auf die Beteiligung im Planungsprozess zu entwickeln. Dazu stelle ich zunächst einige Überlegungen zum derzeitigen Stand der Geschlechterforschung vor. Dabei geht es vor allem darum zu zeigen, dass Geschlecht beziehungsweise die Geschlechterdifferenz wenig mit Biologie und viel mit sozialen Bewertungen und Hierarchisierungen zu tun hat. Insbesondere werde ich darauf eingehen, wie die Zweigeschlechtlichkeit als eine symbolische und soziale Ordnung durch wissenschaftliche oder mediale Diskurse immer wieder neu inszeniert wird (1). Im Anschluss daran wird zu fragen sein, ob es geschlechtsspezifische Bedürfnisse an den städtischen Raum gibt, ob Mädchen und Jungen sich Räume unterschiedlich aneignen und welche Bedeutung weiteren Kategorien sozialer Differenzierung in diesem Prozess zukommt. Außerdem kann man durchaus die Frage stellen, inwieweit beobachtbare Raumnutzungen tatsächliche Wünsche und Erwartungen widerspiegeln oder ob nicht eigentlich andere Aneignungsmöglichkeiten gewünscht werden, ohne das sie unter den gegebenen Bedingungen zu realisieren wären (2). Abschließend widme ich mich der Frage, wie die Wünsche und Bedürfnisse von Mädchen und Jungen an die Gestaltung des Stadtraums in den Planungsprozess einbezogen werden können, damit die Planung der Vielfalt von Ansprüchen gerecht wird und ein breites Spektrum an Aneignungsmöglichkeiten zulässt oder fördert (3).

1. Geschlechterforschung – Forschung zur Konstruktion von Geschlecht und der Geschlechterdifferenz

Wir gehen in der Geschlechterforschung davon aus, das Geschlecht nichts Natürliches, Biologisches ist, sondern eine menschliche Leistung, man könnte auch sagen, eine Konstruktionsleistung, die jedes Individuum jeden Tag immer wieder neu aktualisiert. Wir können aber nicht davon ausgehen, dass jedes Individuum jeden Tag immer wieder etwas völlig Neues erfindet, um seine Persönlichkeit zu definieren. Die Welt, in der wir leben, gibt uns eine ganze Menge vor an Rahmenbedingungen, in denen wir uns als Individuen in dieser Welt verorten können bzw. müssen. Zu diesen Rahmenbedingungen gehört zum Beispiel die Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit, die die Menschen in Männer und Frauen, Jungen und Mädchen aufteilt.

Diese Zweigeschlechtlichkeit erscheint zunächst als eine natürliche Tatsache und ohne größere Bedeutung – Menschen haben ja auch blonde, braune oder rote Haare, auch ein (meistens) natürlicher Faktor, dem im Alltag keine große Bedeutung zukommt. Allerdings geben wir den natürlichen Unterschieden unterschiedliche Bedeutung für das soziale Leben. Die Haarfarbe ist für das soziale Leben vergleichsweise egal, für die Hautfarbe gilt das schon entschieden weniger, ebenso wenig wie für die Geschlechtszugehörigkeit. Differenzen sind also nicht beliebig, sondern in ein Schema von Bewertungen und Hierarchisierungen eingebettet, die soziale Bedeutung tragen. Diese Bedeutungen können kontextbezogen durchaus unterschiedlich sein – wichtig ist für unseren Zusammenhang, dass diese Bedeutungen nicht von jedem Individuum einzeln immer wieder neu erfunden werden, sondern historisch gewachsen und kulturell geprägt sind. Es geht also um die Bewertungen, die mit der geschlechtlichen Markierung verbunden sind und nicht allein um die geschlechtliche Identifikation.

Entsprechend spricht die Geschlechterforschung von der „sozialen und kulturellen Konstruktion von Geschlecht“. Damit ist gemeint, dass diese anscheinend so natürliche Zweigeschlechtlichkeit weniger mit Biologie als mit Konstruktionsleistungen zu tun hat – und wie immer bei Konstruktionen kann man so oder auch anders konstruieren. Allerdings müssen dafür die beiden Ebenen, die individuelle und die gesellschaftlich-kulturelle Ebene, zusammen spielen. Weder können einzelne Individuen die Bedeutung der Geschlechterordnung im Hier und Jetzt komplett verändern noch kann die Bewertung der Geschlechterhierarchie von Seiten der Gesellschaft von heute auf morgen vollständig neu definiert werden.

Die Geschlechterforschung zeigt, wie unterschiedlich Individuen ihr Verständnis von Geschlecht und Differenz leben und wie sie sich dabei mit der Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit auseinandersetzen, sich an ihr reiben oder sie auch ganz traditionell bestätigen. Dabei wird deutlich, dass die Rigidität der zweigeschlechtlichen Ordnung – nur zwei und genau zwei Geschlechter – vor allem eine symbolische Ordnung ist, die sich in der alltäglichen Praxis viel differenzierter darstellt. Aber in dieser symbolischen Ordnung liegt die unumgängliche Aufforderung an jedes Individuum, sich dazu ins Verhältnis zu setzen. Deshalb greift auch der Begriff der geschlechtsspezifischen Sozialisation zu kurz, weil er eine quasi zwanghafte Zurichtung von außen impliziert. Das Konzept der sozialen und kulturellen Konstruktion von Geschlecht lässt dem Eigenen, der Aktivität und Produktivität viel mehr Raum und sieht das Individuum nicht als passiv und dieser zweigeschlechtlichen Ordnung unausweichlich unterworfen, sondern sich aktiv und kreativ damit auseinandersetzend.

Diese Erkenntnisse irritieren. Sie irritieren, weil sie die Selbstverständlichkeit von etwas so Selbstverständlichem wie der Geschlechtszugehörigkeit in Frage stellen. Wieso sollte etwas, das so naturgegeben erscheint wie kaum etwas anderes, nichts weiter als eine Konstruktion sein, etwas, das man so oder auch anders konstruieren kann? Entsprechend verbreitet sind die wissenschaftlichen Versuche, doch eine natürliche Begründung für die Geschlechterdifferenz zu finden – wieso sollte sonst die Geschlechterhierarchie fortbestehen, die wir in relevanten gesellschaftlichen Bereichen wie der ungleichen Berufs- und Einkommenssituation von Männern und Frauen oder der ungleichen Verteilung von Fürsorgeverantwortung zwischen Männern und Frauen immer noch vorfinden?

So veranstaltet der Deutsche Hochschulverband, die Berufsvertretung der WissenschaftlerInnen in Deutschland, am 20. Oktober d.J. ein Symposium mit dem Titel „Intelligenz, Begabung und Geschlecht im Spiegel der Wissenschaft“. In der Ankündigung dazu heißt es: „Seit Jahrhunderten streiten sich die Menschen, ob ein Geschlecht dem anderen überlegen ist. Medien haben in jüngster Zeit vermeldet, dass in den schulischen Leistungen Mädchen besser als Jungen abschneiden. Vor diesem Hintergrund erscheint es reizvoll, wissenschaftliche Antworten auf eine Menschheitsfrage einzuholen: Gibt es Intelligenzunterschiede zwischen Männern und Frauen, und wo liegen die jeweiligen geschlechtsspezifischen Stärken?“ (vgl. www.hochschulverband.de)

Es ist doch interessant zu sehen, dass die Frage der Geschlechterdifferenz hier als Menschheitsfrage bezeichnet wird. Bisher wurde diese Menschheitsfrage recht eindeutig beantwortet: Die Wissenschaftsgeschichte ist durchzogen von Begründungsversuchen, warum ein Geschlecht, nämlich das Männliche, dem anderen, nämlich dem weiblichen, überlegen sei. Die Antwort fiel immer wieder ähnlich lautend aus: aufgrund der Intelligenzunterschiede zwischen Männern und Frauen. Auch über die jeweiligen geschlechtsspezifischen Stärken lässt sich in allen Bibliotheken eine ganze Menge nachlesen. Die Stärke des männlichen Geschlechts liegt danach in seiner kühlen Rationalität, die Stärke des weiblichen Geschlechts in seiner Fähigkeit zu Emotionalität und Einfühlsamkeit. Aber warum kühle Rationalität höherwertiger sein soll als die Fähigkeit zu Emotionalität und Einfühlsamkeit, dazu erfährt man herzlich wenig.

Ich behaupte hier natürlich nicht, alle Frauen seien emotional und alle Männer kühle Rationalisten – wir alle kennen Gegenbeispiele aus unserem beruflichen und familialen Umfeld –, sondern wir haben es hier mit einem Beispiel für die symbolische Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit zu tun, die uns herausfordert, uns als Individuen dazu zu verhalten. Unser Verhalten wird dann von anderen mit den Maßstäben der zweigeschlechtlichen Ordnung gemessen und bewertet: Frauen, die kühl und rational agieren, gelten ebenso als unweiblich wie empathische, einfühlsame Männer als unmännlich angesehen werden.

Interessant auch, wie der Deutsche Hochschulverband seine Tagung verstanden wissen will. Er möchte „diese emotional behafteten Fragen auf ihren wissenschaftlichen Kerngehalt zurückführen. (...) Das Symposium wird Fragen nach Intelligenzunterschieden von Frauen und Männern aus fachwissenschaftlicher Sicht ohne jeden populistischen Anklang nachgehen“ (ebd.) Diese emotional behafteten Fragen – welches Geschlecht diskutiert diese Fragen wohl emotional? Und welches Geschlecht ist wohl für den wissenschaftlichen Kerngehalt zuständig? Auch die Gegenüberstellung von Fachwissenschaft und Populismus ist durchaus sprechend. Es wäre interessant zu erfahren, ob die Geschlechterforschung, wie ich Sie vorhin skizziert habe, für den Hochschulverband der Fachwissenschaft oder dem Populismus zugerechnet wird.

Ein weiteres Beispiel möchte ich noch anführen für meine These, dass die Idee von der Konstruktion und damit der Veränderbarkeit von Geschlecht hochgradig irritiert und zu immer neuen Versuchen herausfordert, doch eine Essenz, eine natürliche und unveränderliche Grundlage für männliches und weibliches Verhalten zu finden. Im Interview mit dem SPIEGEL vom April d.J. wird der umtriebige Psychologe Wolfgang Bergmann im Titel des Beitrags mit den Worten zitiert: „Wohlfühl-Kuschel-Pädagogik geht Jungs gewaltig auf die Nerven“ (vgl. www.spiegel.de/schulspiegel/wissen.html).

Er spricht sich ganz deutlich gegen „diese generelle Antigewalt-, Antikörperlichkeit-, Antimännlichkeitserziehung“ in Kindergärten und Grundschulen aus und beklagt: „Jungen haben heute kaum noch die Fähigkeit, sich selbst in ihrer Körperlichkeit, in ihrer männlichen Durchsetzungsfähigkeit kennen zu lernen“ (ebd.). Auf die Frage, ob etwa Eltern, Erzieher und Lehrer aggressive Jungs einfach prügeln lassen sollten, antwortet er: „So lange es ungefährlich ist, unbedingt. Das ist Erlernen von sozialen Verhaltensweisen. Jungs sind schon im zarten Alter von zwei bis vier Jahren völlig anders als Mädchen. Sie müssen ihre Erfahrungen mit dem Raum um sie herum auch mit männlicher Wucht machen können. Wenn das blockiert wird, wird die kognitive und soziale Entwicklung eines Jungen gehemmt. Gleichzeitig werden sie dann eingehüllt in diese weibliche harmonische Lebenswelt, die ihnen unendlich auf den Keks geht. Im Grunde ist es ein Wunder, dass es noch so viele seelisch gesunde Jungen gibt“ (ebd.).

Prügeln als das Erlernen von sozialen Verhaltensweisen – eine recht interessante Sicht, nicht nur für einen Psychologen. Auch die grundsätzliche Geschlechterdifferenz ist hier wieder präsent, dieses Mal in der Form der männlichen Wucht und der weiblichen harmonischen Lebenswelt: Sie sehen auch hier wieder, wie die Zweigeschlechtlichkeit als Ordnungsmuster aufgerufen wird, die angeblich schon im zarten Alter von zwei bis vier Jahren aus Jungen und Mädchen völlig verschiedene Menschen macht.

Wie Männlichkeit und Weiblichkeit definiert werden ist kontextabhängig, so habe ich vorhin gesagt. Das sehen wir an diesen beiden Beispielen. Im einen Fall wird Männlichkeit mit Rationalität und kühler Wissenschaftlichkeit gleichgesetzt, im anderen Fall mit Wucht und Aggressivität. Weiblichkeit wird einmal verstanden als Emotionalität und dabei durchaus changierend zwischen eher positiv besetzter Empathie und eher negativ konnotierter Aufregung und im zweiten Beispiel als erstickende Mütterlichkeit, die kleine Jungen heimtückisch mit ihrer Zuwendung psychisch zerstört.

Wir erfahren dann noch aus psychologisch berufenem Munde, dass es sich bei der aggressiven männlichen Wucht um „kulturelles Menschheitserbe“ handelt – und werden in einer interessante Volte an die überlegene männliche Rationalität bei der Entwicklung der Wissenschaft erinnert, falls die Wucht des Arguments es uns hätte vergessen lassen: „Von den antiken Philosophen bis zur digitalen Revolution der Neuzeit, all diese fantastischen, Zeit und Raum überspringenden Welten, all das ist doch eine durchgängige Geschichte des männlichen Geistes“ (ebd.).

Aber genug des Amusements, wenden wir uns wieder den ernstesten Fragen zu, die uns eigentlich beschäftigen: Haben Mädchen und Jungen unterschiedliche Bedürfnisse beim Spielen im öffentlichen Raum? Gibt es geschlechtsspezifische Strategien der Aneignung von Raum und geschlechterdifferente Wünsche an dessen Gestaltung? Und wie sollten Partizipationsprozesse aussehen, die diese Bedürfnisse und Wünsche angemessen berücksichtigen?

2. Geschlechtsspezifische Bedürfnisse an den städtischen Raum

Zunächst einmal möchte ich positiv bemerken, dass mir der Abschnitt „Geschlechtsspezifische Spielplatzplanung“ im Jugendhilfeplan „Spielen in der Stadt“, so wie ich ihn auf der Homepage der Stadt Nürnberg gefunden habe (www.jugendamt.nuernberg.de/spielen/downloads/grundlagen_komplett.pdf), ziemlich gut gefällt. Dort wird mit Bezug auf entsprechende Untersuchungen¹ darauf hingewiesen, dass die Raumaneignung von Jungen deutlich ausgeprägter, raumgreifender und auf Sport, Abenteuer und Gruppenerlebnisse ausgerichtet sei (vgl. Abb. 1). Spiele von Mädchen beinhalteten mehr soziale und kommunikative Aspekte. Jungen gelten tendenziell eher als „Draußenspieler“, während Mädchen häufiger in geschlossenen Räumen oder in Wohnungsnähe spielen. Hinzufügen möchte ich meinerseits noch, dass Mädchen sich häufiger als Jungen in Begleitung Erwachsener im öffentlichen Raum fortbewegen oder aufhalten (vgl. Abb. 2).

¹ Im Planwerk wird keine Literatur angeführt. Exemplarisch nenne ich hier einige Referenzen, z.B. Bissigkummer-Moos .u.a. 1996, Flade/Kustor 1996, Leven/Weber 1996, Sobiech 1996; vgl. auch Bauhardt 2003



Abb. 1



Abb. 2

Alle Fotos: Christine Bauhardt

In öffentlichen Spielräumen wünschten sich Mädchen häufig naturnahe Bereiche sowie Nischen und Sitzecken. Jungen konzentrierten sich bei Beteiligungsverfahren auf Action und Abenteuer, nutzten dann aber auch gerne die mädchenotypisch erscheinenden Bereiche. Als Fazit finden Sie im Nürnberger Jugendhilfeplan: „Für beide Geschlechter gibt es in der Spielplatzplanung dementsprechend unterschiedlichen Handlungsbedarf. (...) Moderne Spielraumplanung ist deshalb eine geschlechtsspezifische Planung“ (ebd., S. 22). Dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen.

Vielleicht erlauben Sie mir dennoch den Hinweis, dass wir auch in der Planung, sei es bei der Planung von Spielplätzen, der Wohnumfeldplanung oder in der Grünplanung, darauf achten sollten, die Geschlechterdifferenz nicht ausschließlich so zu interpretieren, wie es der traditionellen symbolischen Geschlechterordnung entspricht. Natürlich gibt es die herumstreunenden Jungen mit ihrem raumgreifenden Verhalten, aber ebenso gibt es die still und versunken vor sich hin spielenden Jungen (vgl. Abb. 3). Vielleicht sind sie nicht so häufig und nicht so auffällig, aber es gibt sie, wie der Hinweis auf die Jungen zeigt, die sich zwar im Beteiligungsverfahren für Action aussprechen, sich aber de facto auch gerne in die eigentlich als mädchenotypisch angesehenen Bereiche zurückziehen.



Abb. 3

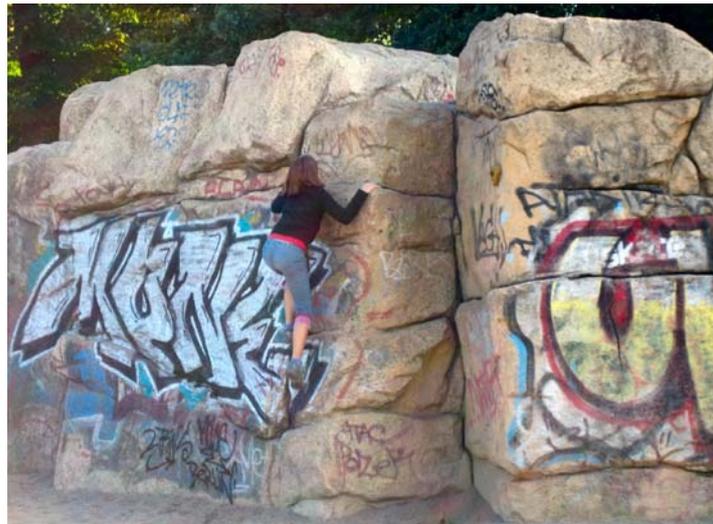


Abb. 4

Ähnliches gilt für die Mädchen, deren Raumnutzung als eher wenig raumgreifend und tendenziell wohnortgebunden angesehen wird. Dennoch wäre zu fragen, ob die tatsächliche Raumnutzung der Mädchen ihren Wünschen und Bedürfnissen entspricht (vgl. Abb. 4). Nicht selten wird der Bewegungsdrang von Mädchen von ihren Müttern oder anderen Betreuungspersonen gebremst, oder sie werden zumindest nicht ermuntert, auszuschweifen und die Welt zu erobern – womit wir wieder bei den „Zeit und Raum überspringenden Welten“ als Kennzeichen der „durchgängigen Geschichte des männlichen Geistes“ wären. Raumgreifendes Verhalten, Dominanzansprüche und Selbstbehauptung in der Öffentlichkeit werden bei Mädchen (und übrigens auch bei Frauen) nicht gerade positiv sanktioniert.

Ich möchte damit zum Ausdruck bringen, dass es selbstredend eine geschlechtsdifferenzierende Sichtweise auf Bedürfnisse an den städtischen Raum braucht. Ärgerlich sind Studien und Planungen, die nach wie vor völlig ohne die Geschlechterperspektive auszukommen meinen und völlig unterschiedslos von „den Kindern“ oder „den Jugendlichen“ sprechen (z.B. May 2006). Aber vielleicht sollten wir bei der Berücksichtigung der Geschlechterdifferenz nicht allzu schnell auf die dominanten Geschlechterbilder zurückgreifen, die ohne Frage *auch* durch das Verhalten von Jungen und Mädchen inszeniert werden. Es muss meiner Meinung nach darüber hinaus in der Planung darum gehen, Aufmerksamkeit für das unerwartete und nicht den Stereotypen der zweigeschlechtlichen Ordnung entsprechende Verhalten zu entwickeln und dieses entsprechend zu fördern, bei Jungen ebenso wie bei Mädchen.

In der Geschlechterforschung wird inzwischen stärker als noch vor einigen Jahren auf die Differenzen innerhalb der Genusgruppen Männer und Frauen, Mädchen und Jungen Wert gelegt. Wir untersuchen hier die vielfältigen Überkreuzungen von Differenzen, die in der gesellschaftlichen Bewertung einen

Unterschied machen. Diese Überkreuzungen werden mit dem Konzept der Intersektionalität bezeichnet (Crenshaw 1989; vgl. Degele/Winker 2007).

Bereits in meiner Einführung habe ich darauf verwiesen, dass Differenzen nicht beliebig sind, sondern unterschiedliche Bedeutungen tragen, je nachdem, wie sie in das Schema von sozialen Bewertungen und Hierarchisierungen eingebettet sind. Dabei rücken die Kategorien ethnische und/oder kulturelle Zuschreibungen, ökonomische Position, Alter, Gesundheitszustand, Sexualität in ihrer Verknüpfung mit der geschlechtlichen Identifikation ins Blickfeld. Es herrscht in der Geschlechterforschung keine Einigkeit darüber, wie sich diese Kategorien in ihrer Wertigkeit unterscheiden. Es gibt Positionen, die behaupten, keine der Kategorien stehe für sich allein und könne deshalb nicht unabhängig von den anderen Kategorien untersucht werden (z.B. Walgenbach u.a. 2007). Andere wiederum sehen durch ökonomische Position und ethnische Markierung stärkere Diskriminierungseffekte als beispielsweise durch Alter oder gesundheitliche Verfassung (z.B. Knapp/Wetterer 2003).

Für die konkrete Aufgabe der Spielplatzplanung kann dies bedeuten, dass die Vereinheitlichung der Bedürfnisse von Jungen und Mädchen aufzubrechen und entsprechend den zusätzlichen Kategorien sozialer Positionierung zu vervielfältigen wären. Selbstredend spielt die ökonomische Situation der Familien eine bedeutende Rolle. Das betrifft Kinder, die zuhause keinen Garten oder vielleicht noch nicht einmal ein eigenes Kinderzimmer zur Verfügung haben, natürlich ganz besonders.

Um ein weiteres Beispiel zu nennen: Werden auch die Bedürfnisse von Mädchen und Jungen mit migrantischem Hintergrund an den städtischen Raum bei den Planungen berücksichtigt? Werden auch sie in die Partizipationsverfahren bei der Planung einbezogen? Dazu habe ich im Nürnberger Jugendhilfeplan nichts gefunden (außer ich habe es übersehen, was ich nicht ganz ausschließen möchte).

Ich halte das jedoch für wichtig, da gerade migrantische Familien häufig in beengten Wohnverhältnissen leben und diese Kinder besonders auf Spiel- und Freiflächen im öffentlichen Raum angewiesen sind. Gleichzeitig ist das Verhältnis von Mädchen und jungen Frauen mit migrantischem familialem Hintergrund zum öffentlichen Raum oftmals noch prekärer als das der deutschen Mädchen und jungen Frauen. Eine kürzlich publizierte Untersuchung aus Wien über das Freizeitverhalten von jugendlichen MigrantInnen (Thien u.a. 2007) hat erneut bestätigt, dass der Aktionsradius von Mädchen und jungen Frauen aus traditionell orientierten Migrationsfamilien aufgrund der Kontrolle durch Eltern, Verwandte oder ältere Brüder im öffentlichen Raum stark eingeschränkt wird. Den männlichen Jugendlichen wird eher erlaubt, sich weiter von zuhause entfernt und auch zeitlich länger draußen aufzuhalten. Außerdem ist für sie der

öffentliche Raum „ein Ort, in dem von der MigrantInnengemeinde erwartet wird, dass männliche Jugendliche sich in ihrem Mannsein bzw. Mannwerden reproduzieren und ihre Männlichkeit zur Schau stellen“ (ebd., S. 60).

Überhaupt ist der öffentliche Raum ein Ort männlicher Selbstdarstellung, ein Ort, wo die „ernsten Spiele“ der Männlichkeit gespielt werden (Meuser 2008 in Anlehnung an den Begriff bei Bourdieu 1998). Diese „ernsten Spiele“ beziehen sich auf das Aushandeln von Männlichkeiten, sie dienen also der Hierarchisierung innerhalb der Genus-Gruppe der Männer, weshalb auch von hegemonialer Männlichkeit und marginalisierten Männlichkeiten gesprochen wird (Connell 2000). Die männliche Geschlechtsidentität gilt in der neueren Genderforschung ebenso wenig wie die weibliche als von der Natur vorgegebene, zur Imitation aufrufende Blaupause, sondern als eine permanente Aktivität. Männlichkeit muss durch bestimmte Praktiken immer wieder neu hergestellt und durch die homosoziale Gruppe immer wieder bestätigt werden. Als Strukturprinzip homosozialer Männergemeinschaften bezeichnet Meuser die „enge Verzahnung von Wettbewerb und Solidarität“ (Meuser 2008, S. 43), und er sieht in diesem Prinzip eine „fundamentale, Milieu-, Generations- und wohl auch ethnische Grenzen transzendierende strukturelle Homologie“ (ebd.).

Das Fußballspielen in Parks und auf öffentlichen Plätzen würde ich durchaus im Sinne der „ernsten Spiele“ der Männlichkeit interpretieren. Es ist schon auffällig, mit welcher Selbstverständlichkeit Orte dadurch von Jungen und Männern unterschiedlichsten Alters und auch unterschiedlicher Herkunft angeeignet werden (vgl. Abb. 5). Sie sind damit besetzt, ihre Aneignung gilt als legitim und wird von beiden Geschlechtern implizit anerkannt.



Abb. 5

3. Geschlechtsdifferenzierte Wünsche an die Gestaltung von öffentlichem Raum

Die Architektin Ursula Paravicini und ihr Team haben diverse Stadtplätze und Grünanlagen in europäischen Großstädten untersucht und dabei die Präsenz von Männern und Frauen, Jungen und Mädchen in diesen öffentlichen Räumen sehr detailliert dokumentiert (Paravicini u.a. 2002; vgl. auch Paravicini/May 2004). Eines der Ergebnisse dieser Beobachtungen ist – nicht überraschend –, dass zentrale Flächen häufig von Jungengruppen oder auch von Vätern mit Söhnen zum Fußballspielen genutzt werden. Mädchen pendeln eher zwischen einer Position am Rand, quasi als Zuschauerinnen, und als Akteurinnen im Zentrum des Platzes. Erwachsene Frauen halten sich bevorzugt in ruhigen, eher zurückgezogenen Bereichen auf, von wo sie einen Überblick über das Geschehen haben.



Abb. 6



Abb. 7

Interessant ist die folgende Beobachtung von empirischem Verhalten und die Gegenüberstellung mit Aussagen aus den Interviews: „Bei Mädchen fällt auf, dass ihre Spiele zwar oft mit Bewegung verbunden, räumlich aber eingegrenzter als diejenigen von Jungen (z.B. Seilspringen) sind. Die Interviews belegen aber, dass Mädchen beim Spielen durchaus Interesse an Entfaltungsmöglichkeiten im Raum hätten, wenn entsprechende Möglichkeiten zur Verfügung stünden“ (Paravicini u.a. 2002, S. 184). Dies nochmals als empirischer Hinweis zu meinen vorherigen Überlegungen, Aufmerksamkeit für das nicht-stereotype Verhalten und die untypischen Wünsche von Jungen und Mädchen zu entwickeln. Allerdings bestätigten die Analysen von Ursula Paravicini und Team die Ergebnisse ähnlich gelagerter Untersuchungen: Nutzungsoffene ebenso wie nutzungsdefinierte Aktionsräume unterstützen die Aneignungsmuster männlicher Nutzer, Frauen und Mädchen werden aus diesen Aktionsräumen verdrängt. Auch hier zeigen die Interviews mit Mädchen, dass sie diese Marginalisierung aus den Aktionsräumen bedauern (vgl. ebd. S. 185).

Frauen hingegen schätzen Rückzugsräume am Rand des Geschehens, und zwar insbesondere dann, wenn sie eine hohe atmosphärische Qualität aufweisen, zu der abwechslungsreiche Blumenanlagen, gut gestaltetes Sitzmobiliar und wenn möglich auch gastronomische Einrichtungen beitragen. Das ist auch im Kontext der Spielplatzplanung durchaus von Belang, da es ja häufig Frauen sind, die Kinder zu Spielplätzen begleiten und sie dort beaufsichtigen (was natürlich nicht heißt, dass nicht auch Väter manchmal lieber auf angenehmen Bänken sitzen). Was aber in dem Untersuchungsbericht mehrfach betont wird (ebd., S. 189, S. 199) ist die Tatsache, dass Mädchen ungenügende Möglichkeiten für Bewegungsspiele zur Verfügung haben und dass sie sich den Raum nicht ihren Erwartungen gemäß aneignen können.

Um dem abzuwehren schlagen die AutorInnen vor, in nutzungs-offenen Aktionsräumen besondere Bereiche zu bestimmten Zeiten nur für Mädchen und ihre Bewegungsspiele zu reservieren (ebd., S. 200). Über die Frage, ob es für Mädchen und junge Frauen spezielle, ihnen allein vorbehaltene Räume geben soll, wird schon lange diskutiert. Aus Erfahrungsberichten weiß ich, dass solche ausschließlich Mädchen zur Verfügung stehende Räume von Jungen als große Provokation empfunden werden, die ihnen auch Anlass zu aggressivem Verhalten geben. In moderierten Verständigungsprozessen können solche Auseinandersetzungen jedoch produktiv gewendet und räumliche Dominanzen und unhinterfragte Selbstverständlichkeiten bewusst gemacht werden. Einerseits wird dann Geschlecht bzw. die Maßstäbe, mit denen die Geschlechterdifferenz bewertet wird, verhandelt und neu konstruiert. Anhand der Konflikte um den Raum werden andererseits grundlegende Fragen von im weitesten Sinne Verfügung über Ressourcen und Verteilung von Macht angesprochen und gehen damit ans „Eingemachte“ demokratischen Zusammenlebens.

Ein positives Beispiel für die Planung einer raumgreifenden Nutzung, die dem Bewegungsbedarf von Mädchen und Frauen und ihrem Wunsch nach Aufenthalt, Spaß und Action im öffentlichen Raum entspricht, ist dieses Beispiel einer Skatebahn in einem Stadtpark von Berlin (vgl. Abb. 8 und 9). Die Strecke bildet ein 850 Meter langes Oval innerhalb des Parks. Diese Skatebahn wird auffallend stark von Mädchen und Frauen verschiedenster Altersgruppen frequentiert, was sicher auch damit zu tun hat, dass sie wohnortnah in einem verdichteten Altbauquartier liegt und es sich nicht wie häufig bei solchen Strecken um eine weit außerhalb und nur mit aufwendiger Anfahrt zu erreichende Anlage handelt. Die Halfpipes in der Nähe sind ausschließliches Revier der Jungen (vgl. Abb. 10).



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10

Damit komme ich zu der Frage, wie Jungen und Mädchen in die Gestaltung von öffentlichem Raum, von Spielräumen ebenso wie von städtischen Räumen insgesamt, beteiligt werden können. Das oben angeführte Beispiel einer moderierten Regulierung von Ge- und Verboten zeigt, dass räumliche Planung immer mit Nutzungskonflikten unterschiedlicher Nutzergruppen und unterschiedlichen Nutzungsansprüchen konfrontiert ist. Das sind natürlich in erster Linie Nutzungskonflikte zwischen ökonomischen und sozialen Nutzungen. Die kommunale Planungspraxis bewegt sich immer in diesem Spannungsfeld, wenn darum geht, zwischen renditeorientierten Eigeninteressen zum Beispiel von Investoren und gemeinschaftlichen Interessen, in unserem Kontext Projekte wie Spiel- und Freiflächen, abzuwägen und Prioritäten zu setzen.

Gleichzeitig wird dieser Interessenkonflikt überlagert von anderen Interessen wie denen nach Ruhe und denen nach Toben und sich Ausleben. Hier haben wir es eher mit einem Konflikt der Altersgruppen zu tun, von dem auch im Nürnberger Jugendhilfeplan die Rede ist, wobei darauf hingewiesen wird, dass die Gerichte in der Regel im Interesse der Kinder entscheiden. Der nächste potentielle Konflikt kann aber durchaus entlang der Geschlechterlinie verlaufen, und dieser Konflikt ist vielleicht der am wenigsten erwartete, weil Planer und Planerinnen möglicherweise nicht darauf vorbereitet sind, da sie ja davon ausgehen, dass sie im Interesse der Kinder und Jugendlichen handeln. Außerdem haben sie potentiell bereits Konflikte ausgestanden, die auf einer anderen Ebene angesiedelt waren, nämlich in der Auseinandersetzung mit tendenziell stärkeren Interessen.

Nichtsdestotrotz lohnt es sich – und viele positive Erfahrungen in der Praxis sprechen dafür –, Partizipationsverfahren mit Kindern und Jugendlichen zu entwickeln. Es gibt diverse Gründe, die dafür sprechen. Zum einen ist die Identifikation mit dem Projekt, an dem man selbst mitgeplant hat, viel größer als wenn dies nicht der Fall war, und Vandalismusprobleme sind entsprechend geringer. Auf einer höheren Ebene entwickeln Kinder und Jugendliche „urbane Kompetenz“ (Fricke/Kunert 2006), wenn sie sich für ihre Bewegungsräume in der Stadt bewusst zu interessieren beginnen und erleben, dass ihren Wünschen und Bedürfnissen Gehör geschenkt wird und dass sie die Möglichkeit haben, den Prozess der Stadtplanung mitzubestimmen: „Selbstbewusster und verantwortungsvoller Akteur im städtischen Alltag wird, wer schon von Kindesbeinen an den Charakter des eigenen Lebensumfeldes aufzuspüren und (ein-)zu schätzen gelernt hat und diese Erfahrung später, wenn es um die Interessen und Belange des eigenen Stadtteils geht, auch engagiert und kreativ in Planungsprozesse oder politische Entscheidungen einbringen kann“ (ebd., S. 69).

Dieser Aspekt scheint mir besonders wichtig, wenn es darum geht, Partizipationsprozesse mit Kindern und Jugendlichen zu organisieren, denn diese Prozesse können durchaus als politische Bildung zur Demokratiefähigkeit verstanden werden. Aber dieser Prozess ist keine Einbahnstraße, so betonen die Autoren, denn „für Stadtplaner/innen ist diese Näherung an die lebensweltlichen Zusammenhänge eines Quartiers oder Reviers eine Voraussetzung, Konzepte für eine Ortsidee und Alltagskultur entwickeln zu können, welche die Erfahrungen und Erkenntnisse von Kindern und Jugendlichen prinzipiell einschließen“ (ebd.).

Allerdings reflektiert der Artikel geschlechtsdifferenzierende Zugangsweisen nicht, und der Zuschnitt der Partizipationsmethoden, die dabei erwähnt werden, nämlich vorrangig die Nutzung technischer Medien, hat seine eigene inhärente Geschlechtsspezifität: Hauptfigur des Jugendmedienprojektes „comic KAI WEST“ ist ein abenteuerlustiger Junge, der gemeinsam mit seinen Freunden – „einer bunten Clique kleiner Helden“ (ebd.)“ – den „Großstadtdschungel“ erobert. Positiv gewendet könnte man an diesem Männlichkeitsbild natürlich ansetzen und es gemeinsam mit den Jugendlichen kritisch beleuchten. Ich möchte damit gar nicht den Aspekt der mutigen Entdeckung der städtischen Umwelt durch Kinder und Jugendliche in Frage stellen, die ja durchaus als bedrohlich wie ein unzugänglicher Dschungel wahrgenommen werden kann. Die Frage ist, ob diese Repräsentation der Stadt verknüpft mit dem Bild traditioneller Männlichkeit auch für die Mädchen identifikationsstiftend wirkt und sie zur Partizipation anregt.

Als Fazit meiner Überlegungen möchte ich festhalten, dass es eine „jungengerechte“ oder eine „mädchengerechte“ Stadtentwicklung und Spielplanung wahrscheinlich nicht gibt. Zum einen können wir nicht davon ausgehen, dass die räumlichen Aneignungsstrategien, wie wir sie heute vorfinden, den tatsächlichen Wünschen von allen Mädchen in ihrer Unterschiedlichkeit und allen Jungen in ihrer Unterschiedlichkeit Ausdruck verleihen. Zum anderen können wir auch nicht definitiv festlegen, welche Partizipationsformen am besten welche individuellen und gruppenbezogenen Wünsche an die Raumentwicklung und -planung ans Tageslicht bringen. Es wird immer wieder neu darum gehen müssen, konfligierende Interessen miteinander zu vermitteln, um eine möglichst große Vielfalt von Ansprüchen und Bedürfnissen zu Wort kommen zu lassen. Dabei geht es auch immer darum zu fragen, welche gesellschaftlichen Hierarchien sich im Raum abbilden und welche Raumnutzungen diese gesellschaftlichen Hierarchien in Frage stellen.

Dies ist im Übrigen kein Plädoyer für die Abschaffung einer geschlechtsdifferenzierenden Sichtweise in der räumlichen Planung, ganz im Gegenteil. Ich formuliere ein Plädoyer für eine Perspektivenerweiterung im Hinblick auf einen kritischen und erweiterten Gender-Begriff, der die Geschlechterdifferenz in den Kontext gesellschaftlicher Bewertungen und

Hierarchisierungen einbettet und den Blick öffnet auf die Veränderungschancen einer auf rigide Zweigeschlechtlichkeit gegründeten symbolischen und materiellen Gesellschaftsordnung.

Literatur

- Bauhardt, Christine (2003): Stadtplanung - Geschlecht - Sozialraum. Überlegungen zu ungeklärten Verhältnissen aus der Perspektive der räumlichen Planung. In: Forum Erziehungshilfen, 9. Jg., H. 1: Mädchen im Sozialraum. Weinheim: Beltz, S. 19-24
- Bissigkummer-Moos, Stefanie u.a. (1996): Lebensräume von Mädchen und Jungen – zwei Fallstudien. In: Flade/Kustor (Hg.), S: 66-86
- Bourdieu, Pierre (1998) La domination masculine. Paris 1998 (dt.: Die männliche Herrschaft, 2005)
- Connell, Robert W. (2000): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen
- Crenshaw, Kimberlé W. (1991): Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. Stanford Law Review, Vol. 43, No. 6., S. 1241-1299
- Degele, Nina/Winker, Gabriele (2007): Intersektionalität als Mehrebenenanalyse [http://www.tu-harburg.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf; Zugriff 5.9.2009]
- Flade, Antje/Kustor, Beatrice (Hg.)(1996): Raus aus dem Haus. Mädchen erobern die Stadt. Frankfurt/New York
- Fricke, Axel/Kunert, Michael (2006): Planung mit Großstadtkindern. Kinder- und jugendgerechte Partizipationsangebote in Quartieren in Stuttgart und Karlsruhe. In RaumPlanung 125, S. 67-72
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.)(2003): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster
- Leven, Karin/Weber, Annette (1996): Außenräume für Mädchenträume. Ein praktisches Beispiel zur Beteiligungs- und Aktivierungsarbeit in einem stadtnahen Dorf. In: FOPA (Hg.): FreiRäume 9: Ortwechsel – Blickwechsel. Bielefeld, S. 181-186
- May, Michael (2006): Rauman eignung und -erfahrung von Jugendlichen in der Großstadt. In: RaumPlanung 125, S. 79-84
- Meuser, Michael (2008): Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In: Baur, Nina/Luedtke, Jens (Hg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen/Farmington Hills, S. 33-44
- Paravicini, Ursula (2002): Neukonzeption städtischer öffentlicher Räume im europäischen Vergleich. Hannover
- Paravicini, Ursula/May, Ruth (2004): In den Brüchen der Stadt die Zukunft gestalten. Feministische Forschung zur Stadterneuerung in Europa. In: Bauhardt, Christine (Hg.): Räume der Emanzipation. Wiesbaden, S. 179-200

- Sobiech, Gabriele (1996): Schöner Körper – wenig Raum? Zur körperdynamischen Aneignung von Außenräumen durch Mädchen und Frauen. In: FOPA (Hg.): FreiRäume 9: Ortwechsel – Blickwechsel. Bielefeld, S. 167-174
- Thien, Klaus u.a. (2007): Jugendliche Migrantinnen und Migranten in einem strukturschwachen Wiener Gemeindebezirk – Freizeitverhalten und Konflikte im öffentlichen Raum. In: Reutlingen, Christian u.a. (Hg.): Jugend und Jugendpolitik in benachteiligten Stadtteilen in Europa. Wiesbaden, S. 54-63
- Walgenbach, Katharina u.a. (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen/Farmington Hills

Internetquellen

www.hochschulverband.de/cms/fileadmin/pdf/seminare/Programm_DHV-Symposium_2008.pdf [Zugriff 5.9.2008]

www.jugendamt.nuernberg.de/spielen/downloads/grundlagen_komplett.pdf [Zugriff 5.9.2008]

www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/0,1518,545037,00.html [Zugriff 5.9.2008]